



Lacan und Lorenzer

Thierry Simonelli

(Leicht erweiterter Text des Vortrags „Die Sprache und das Unbewusste bei Lacan und Lorenzer“, gehalten am Saarländischen Institut für Psychoanalyse und Psychotherapie (SIPP), im November 2012.)

Einleitung

Der Vergleich von Lorenzer und Lacan scheint zunächst auf der Hand zu liegen. Ganz allgemein scheinen beide eine Rekonstruktion¹ der freudschen Theorie auf dem Hintergrund einer Sprachtheorie zu bewerkstelligen.

Lacan vertritt meines Erachtens die radikalste Ausführung einer solchen Rekonstruktion. Nach Lacan hatten ja Freuds Entdeckungen ihren richtigen theoretischen Ausdruck noch nicht gefunden, da es Freud, Lacan zufolge, an einer Sprachtheorie mangelte. So denkt Lacan, dass seine sprachtheoretische Revision von Freud im Grunde freudianischer als Freuds eigenes Denken ist², weil erst Sie den Freudschen Entdeckungen ihr wirkliches Fundament geben. Lange vor Habermas findet man also schon bei Lacan die Idee eines szientistischen Selbstmissverständnisses

¹ Siehe Habermas' Unterscheidung von „Restauration“ und „Rekonstruktion“: Habermas, 1976, S. 9

² Lacan behauptet noch 1980, nach der Auflösung seiner *École Freudienne de Paris* (1964 gegründet), und wenige Monate vor der Gründung der *Ecole de la Cause Freudienne*: „C'est à vous d'être lacaniens, si vous voulez. Moi, je suis freudien.“ (Lacan, 1981, p. 30: Es steht ihnen frei Lacanianer zu sein wenn sie das möchten. Ich bin Freudianer.) In seiner eigenen Auslegung wäre *Lacan* also der wahre Freud.

bei Freud. Lacan geht es darum mit Freud, über Freud hinauszudenken, um besser zu Freud zurückzukehren.

Bei Lorenzer findet man auch einen sprachtheoretischen Ansatz, der sich zumindest im Titel seiner beiden ersten Buchveröffentlichungen ankündigt: *Sprachzerstörung und Rekonstruktion* und *Zur Kritik des psychoanalytischen Symbolbegriffs*. Lorenzer bezieht sich dabei bekanntlich nicht auf die Linguistik Ferdinand de Saussures – eigentlich handelt es sich auch bei Lacans de Saussure um eine stark radikalisierte Auslegung von de Saussures Genfer Vorlesungen –, sondern auf einen marxistisch umgedeuteten Sprachspielbegriff, der sich an Karl-Otto Apels Wittgenstein-Deutung anlehnt³.

So scheinen Lacan und Lorenzer aber auch, neben Freud, Marx' Denken Rechnung getragen zu haben. Bei Lorenzer ist dieser Einfluss explizit; bei Lacan bleibt er oft subtiler. Am klarsten erscheint er bei Lacan im *Seminar XVI* (1968-1969). Der Begriff des Mehr-Genießens (*plus-de-jouir*), behauptet Lacan, sei das „Wesen des psychoanalytischen Diskurses“, aber erst der Marxsche Begriff des Mehrwerts erlaube es das „Objekt klein a“, den psychologischen Träger des Mehr-Genießens, klar zu isolieren.

Auf marxistisch-sprachtheoretischen Hintergrund findet man auch bei beiden Autoren scharfe Kritiken der „positivistischen Ichpsychologie“. Lacan deutet den psychoanalytischen Positivismus der Ichpsychologie darüberhinaus noch nationalistisch, als Niederschlag einer typisch amerikanischen Verfallsform der Psychoanalyse.⁴

Die Einleitung der Taschenbuchausgabe von Lorenzers *Sprachzerstörung und Rekonstruktion* deutet, wenn auch äußerst kritisch, an, dass Lorenzer und Lacan auf dem gemeinsamen Terrain von Marxismus und Sprachwissenschaft verglichen werden können. So sehen z.B. auch Sebastian und Herma Goeppert Lacans und Lorenzers Gemeinsamkeit in den geteilten „Grundannahmen neuerer Sprachdiskussion“⁵.

Sicherlich verbindet Lorenzer und Lacan vor allem eine, durch den Zeitgeist der späten sechziger und frühen siebziger Jahre, geprägte

³ Vgl. Lorenzer, 1973, pp. 96–100. Es dürfte möglich sein zu zeigen, dass im Folgenden Lorenzers Ansatz noch mehr auf der Linie von Ferruccio Rossi-Landis *Il linguaggio come lavoro et come mercato* (Milano: Bompiani, 1968) liegt, als auf der von Apels Versuch einer Letztbegründung der Kommunikationsethik.

⁴ Diese Kritik nimmt bei Lacan dann auch noch einen persönlicheren Zug an: Lacans eigener Analytiker, Rudolf Loewenstein (von 1933-1939), war nicht mit Lacans Ernennung zum Analytiker in der SPP einverstanden.

⁵ Goeppert & Goeppert, 1973, S. 90

marxistische Rezeption von Freud.⁶ Und diese Rezeption dürfte vielleicht am wesentlichsten zum Ähnlichkeitsgefühl der beiden Autoren bei verschiedenen Lesern beigetragen haben. Ein solches Ähnlichkeitsgefühl findet man heute noch in einer Populärenzyklopädie, wo zu lesen ist: „Alfred Lorenzer hat die psychoanalytische Arzt-Patient-Beziehung als eine Sprachanalyse untersucht.“ Mit einer solchen Auslegung gäbe es dann im Prinzip keine größeren Unterschiede mehr zwischen Lorenzer und Lacan.

Im folgenden Vergleich möchte ich mich vor allem an den Differenzen der psychoanalytischen Arbeit bei Lacan und Lorenzer orientieren. Die theoretischen Überlegungen beider Autoren möchte ich dabei nur soweit andeuten, als sie zu einer Charakterisierung der jeweiligen Auffassungen der analytischen Praxis ausreichen.

Bei Lacan wird dabei der theoretische Aspekt weit gewichtiger ausfallen und die Darstellung der analytischen Arbeitsweise muss zwangsläufig etwas hypothetischer bleiben, da sich Lacan nie detailliert über diese Frage ausgedrückt hat.

Lacan

Lacan kam erst ganz zum Schluss seiner Promotionsarbeit über einen Fall von paranoischer Schizophrenie zur Psychoanalyse. Als einzigen „Meister“ seiner psychiatrischen Ausbildung hat er Gaëtan Gatian de Clérambault anerkannt. Clérambault vertrat einen eher mechanistischen Erklärungsansatz der Psychopathologie. Bekannt ist vor allem seine Unterscheidung des „*automatisme mental mineur*“ (Gedanken) und „*automatisme mental majeur*“ (Halluzinationen). Dieser Einfluss scheint mir noch in Lacans späterer „Logik des Signifikanten“, die auf eine Art Automatismus des Signifikanten hinausläuft, spürbar.

Lacans Darstellungen der Psychoanalyse sind schwer von Lacans Person zu trennen. Außer den *Écrits*, präsentierte Lacan seine Überlegungen eigentlich nur in Form von recherchiert theatralischen Darstellungen. Lacan las nie vor, er schauspielerte. Er hatte einen ausgesprochenen Geschmack für Selbstinszenierungen, und damit wird auch der größte Teil seiner Werke, die *Seminare*, zu einer Serie von Theaterstücken, von denen wir nur verschiedene Mitschriften kennen. Ein offizielle kritische Version

⁶ Eric Hobsbawm bezeichnet interessanterweise den Marxismus dieser Zeit als: „eigenartiger seminarorientierter Marxismus, gemischt mit einer Vielfalt von akademischen Moden“ (Hobsbawm, 1996, p. 445).

dieser Seminare gibt es bis heute nicht und die verschiedenen Lacanschulen in Paris streiten noch immer über die Zulässigkeit der von Jacques-Alain Miller veröffentlichten Fassungen.

Etwas zugespitzt könnte man sagen, dass Lacan nie *über* die Psychoanalyse, *über* Freud, *über* das Unbewusste, *über* Neurose und Psychose sprach. Im Gegenteil: er versuchte sie durch seine Inszenierungen selbst zur Sprache kommen zu lassen. So lässt sich auch Lacans Satz von 1955: „Moi, la vérité, je parle.“ („Ich, die Wahrheit, spreche.“), deuten, wobei das „Ich“ als leerer Signifikant, als ein rein grammatikalischer „Shifter“ oder „Indikator“, eines abwesenden Ich-Subjekts funktioniert durch das hindurch eine Wahrheit sich kundgibt.

Aber nochmal zurück zum Anfang. Lacans erste konkrete Begegnung mit Freuds Ideen findet man in seinem ersten veröffentlichten psychologischen Artikel von 1931, über die Struktur der paranoiden Psychosen. Lacan verteidigt dort die These, dass Psychosen aus der Geschichte und der Gesamtpersönlichkeit der Betroffenen heraus *verständlich* seien, und deshalb nicht systematisch auf organische Schäden mit irrationalen psychischen Wirkungen zurückgeführt werden dürften.

In seiner Promotionsarbeit über den Zusammenhang zwischen paranoischer Psychose und Persönlichkeit von 1936, entwickelt Lacan dann seine Theorie am Beispiel seiner einzigen veröffentlichten klinischen Fallgeschichte. Hier führt Lacan zwei Begriffe ein, die wesentlich für sein Verständnis der Psychoanalyse bleiben werden.

Da ist erstens der Begriff der „*méconnaissance*“, des Verkennens, in der paranoiden Psychose. Eigentlich handelt es sich dabei sozusagen um das Resultat der freudschen Projektion. Der psychische Mechanismus der Paranoia, so Lacan, projiziert innere, konfliktgeladene Vorstellungen nach Außen. Daraus entsteht das psychotische Verkennen der Realität. Später (1955-56) wird Lacan diese Idee weit dramatischer formulieren: das Wesen der psychotischen Verwerfung besteht darin, dass das, was aus dem Symbolischen ausgewiesen wurde, aus dem Realen zurückkehrt (Lacan, 1966, pp. 531–583). Wenn man dann noch hinzufügt, dass der Signifikant des Namens-des-Vaters stellvertretend für das Gesetz des Symbolischen steht, m.a.W. für die objektive Struktur der Sprache, dann wird ein großer Teil von Lacans späterer Rückkehr zu Freud verständlich. Zweitens führt Lacan den Begriff der „paranoiden Erkenntnis“, in Anlehnung an Salvador Dalis „paranoisch-kritische Methode“ ein. Hierbei handelt es sich um den Mechanismus selbst der Projektion. Was projiziert wird, wird zwar von der Person verkannt, beinhaltet aber als Projektion eine nicht-erkannte, d.h. unbewusste Kenntnis.

Lacan verallgemeinert diese beiden Ideen 1936/37 in seinem „Spiegelstadium“. Die Identifikation des Kleinkindes mit seinem Spiegelbild wird für Lacan zum eigentlichen Gründungsmoment des Ichs. Das Ich resultiert aus einer rein bildlichen Gestaltidentifikation, wird so zu einem fixierten Bild – zum Grundstein des Imaginären – in dem sich ein Subjekt zwar zu erkennen glaubt, sich aber dort zugleich verkennt. Somit wird für Lacan alle Kenntnis, als Ich-Kenntnis, oder als imaginäre Kenntnis, zur paranoischen Kenntnis. Das Ich und die damit verbundene Kenntnis legen den Grundstein des imaginären Verkennens.

Dieses Imaginäre, so Lacan, ist aber auch der eigentliche Ort der Aggressivität und der Destruktivität. Das erschließt er aus Hegels Dialektik der Herrschaft und Knechtschaft. Ein Ich, als Gestalt der Ganzheit und Selbstkontrolle, kann sich von einem anderen Ich nur bedroht fühlen, und muss deshalb zu seiner Selbstbehauptung das andere Ich unterwerfen oder vernichten.

Zusammengefasst wären damit das Ich, die Kenntnis, die Projektion und die Identifikation, die Aggressivität und Destruktivität aber auch das Bewusste, die Reflexion, das sich auf sich selbst beziehen, Aspekte des Ich, d.h. Aspekte der Verkennung. Das Ich wird so für Lacan zur Urquelle aller psychologischen und sozialen Probleme. Zugespitzt formuliert: das Ich ist für Lacan eigentlich seinem Wesen nach eine narzisstische Persönlichkeitsstörung.

Damit deutet sich auch schon die Ausrichtung der analytischen Therapie an, als Abschaffung, oder zumindest als größtmögliche Auflösung des Ich. Technisch wird das Lacan zufolge am Besten durch systematische Frustration aller Ich-Ansprüche erreicht. Aufgabe des Analytikers ist es den Spiegel der verkennenden Übertragung – Übertragung ist imaginäre Projektion – soweit wie möglich zu zerschlagen: „[...] *l'art de l'analyste doit être de suspendre les certitudes du sujet, jusqu'à ce que s'en consument* (Lacan, 1966, S. 97)

Hinter dieses Ich setzt Lacan das Unbewusste. Obwohl man hierzu bemerken muss, dass Lacan eigentlich nie so recht zwischen deskriptivem und dynamischem Unbewussten unterscheidet. Damit nimmt die „Rückkehr zu Freud“ dann einen noch eigenartigeren Zug an.

Nach der Umdeutung von Ich und Überich, schreibt Lacan auch dem Es neue Eigenschaften zu. Das Es wird zum Ort einer eigentümlichen Sprachauslegung die sich zwar auf Ferdinand de Saussure beruft, sich aber eigentlich aus einer Mischung von Claude Lévi-Strauss' strukturalistischer Anthropologie und Martin Heideggers Sprachmystik zusammensetzt. Eine Heideggers Formeln drückt auch Lacans Idee am prägnantesten aus: „Die

Sprache spricht, nicht der Mensch. Der Mensch spricht nur, indem er der geschicklich der Sprache entspricht.“ (Heidegger, 2006, p. 24) Nur dass die Sprache bei Lacan nicht das „Haus des Seins“ ist sondern ganz im Gegenteil sich mittels der Logik oder Mechanik der leeren Signifikanten als der eigentliche Ort der Kastration herausstellt, d.h. der wesentlichen Obdachlosigkeit des Menschen die Lacan mit der Neuwortbildung „*désêtre*“ (das man mit „Entsein“ oder einfacher Nicht-sein übersetzen könnte) bezeichnet⁷.

Hermann Lang beschreibt die Wirkung dieser Sprachauslegung auf das Subjekt treffend: „Begegnete das Subjekt uns zuerst als die mythische Intentionalität eines undifferenzierten „*sujet de l'être*“, als Nichts im Hinblick auf unsere Erkenntnismöglichkeiten [...] so sehen wir uns enttäuscht, sehen es erneut zu einem Nichts geworden – einem Nichts das jetzt ein Signifikant dem anderen zuruft.“ (Lang, 1986, p. 265) Nicht also das Subjekt vermittelt sich durch die Sprache sondern der Signifikant repräsentiert unbewusst das Subjekt für einen anderen Signifikanten. Das wäre, in etwa, das Gesetz des Symbolischen als Gesetz der Kastration.

Das lacansche Subjekt trägt insofern die Züge dessen, was Mitscherlich die „Momentpersönlichkeit“ im Gegensatz zur Identität nannte⁸. In der reinen Differenz der Signifikanten werden mögliche Erfahrungen zu „flüchtigen Spuren“ eines nur noch auf situative Reize reagierenden Wesens, das sich kritiklos einer als Sprachwelt mystifizierten Umwelt überlassen soll. Auch Lacans Subjekt des Signifikanten muss sich „proteushaft ändern, ohne dass die einzelnen Momente zu einer einheitlichen Geschichte zusammenwachsen.“ Ich habe an anderer Stelle detaillierter zu zeigt versucht wie wahr Adornos Kritik einer angepassten

⁷ Z. B. in „Radiophonie“: „*On peut étendre ce succès il parle ici de la linguistique à tout le réseau du symbolique en n'admettant de sens qu'à ce que le réseau en réponde et de l'incidence d'un effet oui, d'un contenu non. [...] Ceci implique une exclusion métaphysique à prendre comme fait de désêtre.*“ (Lacan, 1970, S. 56)

Im Seminar IV (1956-57) findet man jedoch auch noch eine andere, engere, Definition der Kastration im Kontext seiner Kritik der Objektbeziehungstheorie. Selbstverständlich gibt es für Lacan keine wirklichen Objektbeziehungen, sondern nur Beziehungen – insofern man überhaupt unter der Bedingung der Abwesenheit von Subjekt und Objekt noch von Beziehung sprechen kann – zu verschiedenen Mängeln des Objekts. Hier unterscheidet Lacan also zwischen Kastration, Frustration und Entbehrung (*privation*), sozusagen als den drei Grundvarianten der Objektbeziehung. Bei der Frustration handelt es sich um den Verlust der realen Objektes durch einen symbolischen Agenten (die symbolische Mutter). Die Entbehrung entsteht aus einem Mangel des symbolischen Objekts, verursacht durch einen imaginären Agenten (den imaginären Vater). Die Kastration bezeichnet dann einen imaginären Mangel durch einen realen Agenten (den realen Vater). (Lacan, 1993, Sitzungen des 13. März und des 3. Aprils 1957) Vgl. auch Simonelli, 2000, S. 55-66.

⁸ Mitscherlich 1983, GS III, S. 273 und GS VII, S. 601.

Psychoanalyse in Lacans Fall zu sein scheint⁹. Adorno schreibt in *Minima Moralia* dass „das Leere und Mechanisierte, das an erfolgreich Analysierten so oft sich beobachten lässt“ nicht „nur aufs Konto ihrer Krankheit, sondern auch auf das ihrer Heilung, dir bricht was sie befreit“ kommt¹⁰.

Von hier aus möchte ich nun weiter auf die praktische Bedeutung dieser Theorie eingehen. Die analytische Technik leitet sich aus Lacans Negativ-Anthropologie ab, und wird durch die entsprechende Ethik der Psychoanalyse bestimmt. Lacans Rückkehr zu Freud, hat Freud schon theoretisch auf den Kopf gestellt, und nicht anders soll es jetzt Freuds Technik ergehen. Dabei bedient sich Lacan des freudschen „Wo Es war soll Ich werden“ um es, mit rhetorischen Glanzleistungen, adrett in sein Gegenteil umzukehren: *“Là où est le ça, il faut que le je advienne.”* Auch die hartgesottensten Pariser Lacanianer, die wenigstens wortweise Deutsch verstanden erkannten, dass diese Übersetzung, als Übersetzung, „problematisch“ scheint. Lacan behauptet nämlich: ‚Dort wo das Es was, dort soll ich mich ereignen.‘ Lacan spielt hier mit der von ihm postulierten Differenz der zwei französischen Personalpronomen „moi“ und „je“. Das „Moi“ steht dabei für das imaginäre Ich, das „je“ für den leeren Stellvertreter, für den Signifikanten der das abwesende Subjekt für einen anderen Signifikanten repräsentiert.

In der Analyse soll der Analysand also daran arbeiten sein imaginäres Ich (moi) aufzulösen, um dem Gesetz der Signifikanten zu folgen, was de „je“ sich ereignet. Nicht das Ich (moi) soll in der Analyse sprechen, sondern die Signifikanten sollen sich gegenseitig das leere Subjekt zurufen. Nur zahlen darf das leibliche Ich am Ende der Stunde.¹¹

Für den Analytiker bedeutet das, dass er der Deutung weitgehend enthoben ist; auch Übertragung und Gegenübertragung sind ja nur imaginäre Verkennung. Der Analytiker kommt hauptsächlich durch das „Skandieren“ zum Eingriff. D.h. durch das Unterbrechen der Rede des Analysanden, *und* der Stunde, die dann zu Ende geht, wenn der Analytiker das als sinnvoll und angebracht empfindet.

⁹ Simonelli, 2000, S. 257-264.

¹⁰ Adorno, 1988, S. 73.

¹¹ Obwohl selbstverständlich auch der Geldaustausch letztendlich sprachlich bleibt: „*Quelque vide en effet qu'apparaisse ce discours, il n'en est ainsi qu'à le prendre à sa valeur faciale : celle qui justifie la phrase de Mallarmé quand il compare l'usage commun du langage à l'échange d'une monnaie dont l'avvers comme l'envers ne montrent plus que des figures effacées et que l'on se passe de main en main « en silence ».* Cette métaphore suffit à nous rappeler que la parole, même à l'extrême de son usure, garde sa valeur de tessère.“ (Lacan, 1966, S. 97)

Dieses Vorgehen soll beim Analysanden die Frustration erzeugen, die ihn zur Annahme des Gesetzes des Symbolischen, d.h. der Kastration führt. Wenn der Analysand letztendlich in der Sprache die ihn, an seiner Stelle spricht, aufgeht, hat er seine imaginäre Fantasie durchquert – die „passe“ - und ist, *eo ipso*, selbst zum Analytiker geworden. Das durchanalytierte Subjekt, d.h. der Analytiker, hätte damit jede imaginäre *Kenntnis* hinter sich gelassen, und sich dem symbolischen *Wissen* der Signifikanten, des großen Anderen, übergeben. Vom leiblichen Subjekt bleibt dann nur noch das leere Begehren, d.h. die abstrakte Spannung, die das Subjekt als realer Leib dennoch empfindet.¹² Diese Auflösung alles leiblichen betrifft selbstverständlich auch die „*jouissance*“ (das Genießen), welche durch das Gesetz des Symbolischen verboten ist: „das Genießen ist demjenigen der spricht, als solcher, verboten.“¹³ Auch für die *Jouissance* gibt es nur das durchgestrichene Subjekt des Signifikanten (§). Weil das symbolische Gesetz – die Sprache - das Genießen verbietet, ist der Mensch zum Begehren, d.h. zum Mangel, verurteilt.¹⁴

Diese Vergeistlichung des freudschen Subjekts im Wort des „großen Anderen“ mutet nicht zufällig katholisch an. Elisabeth Roudinesco schreibt meines Erachtens zurecht, dass Lacan „den Freudschen Diskurs in eine der katholischen Überlieferung vertraute Sprache“ übersetzt (Roudinesco 1994, S. 274). Noch konkreter findet der jesuitische Priester Michel de Certeau in Lacans Denken eine „Strömung christlichen Denkens, die den verlorenen Leib durch den Logos ersetzt“. (De Certeau 1986, S.14)¹⁵

Lorenzer

Damit komme ich nun zu Lorenzer und beginne sofort mit Lorenzers Lacan-Kritik.

¹² Meines Erachtens trifft also für Lacan psychoanalytische Theorie selbst zu, was er der Wissenschaft vorwarf: eine „Ideologie der Auflösung des Subjekts“ zu sein. (Lacan, 1970, S. 89)

¹³ „*Ce à quoi il faut se tenir, c'est que la jouissance est interdite à qui parle comme tel, ou encore qu'elle ne puisse être dite qu'entre les lignes pour quiconque est sujet à la loi, puisque la Loi se fonde de cette interdiction même.*“ (Lacan, 1966, S. 821)

¹⁴ Es gibt Lacan zufolge auch keine Objekt des Begehrens, sondern nur Objekte für das Begehren. Objekte werden vom Begehren als Vorwand benutzt sich an etwas Beliebigen anzuheften mit dem das imaginäre Subjekt dann irrtümlicherweise meint in Beziehung zu treten. Dieses Objekt für das Begehren nennt Lacan „Objekt-klein-a“. Als Wirkung der Sprache existiert das Objekt-a nur durch und in der Sprache wo es, genau wie das Subjekt, als Mangel von Signifikant zu Signifikant gleitet.

¹⁵ Noch klarer kann man diesen Zusammenhang beim Bruder Lacans, dem Benediktinermönch Marc-François Lacan, nachlesen: siehe „[Une présence dont je ne puis jouir](#)“.

Lacan wollte, mit seiner Versprachlichung des Es, das imaginäre Ich im symbolischen Es auflösen. Aus Freud'scher Sicht jedoch tut er dabei genau das Gegenteil. Lacan irrt sich übrigens ganz erheblich, wenn er davon ausgeht Freud hätte keine Theorie der Sprache gehabt.¹⁶ Für Freud war Sprache von Anfang an Kennzeichen des Bewussten oder des Vorbewussten; das Unbewusste bleibt bei Freud jedoch der Ort der „Sachvorstellungen“.

Aus der Freud'schen Perspektive kann Lorenzer also zurecht behaupten, Lacan habe nicht das Ich im Es aufgelöst sondern er habe umgekehrt das Es im Ich aufgelöst³⁷. Paradox ist, dass diese Auflösung von Lacan unter dem Schlagwort der Ich-Kritik bewerkstelligt wurde.

So bleibt auch Lacans „*parole pleine*“, das Moment der adamitischen Sprache in der Analyse, wo das Subjekt und das Wort sich vereinen (Benjamin, II, 152, *Über die Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen* (1916)) nach Lorenzer Kennzeichen einer sich selbst verkennenden Ichpsychologie.

In dieser Hinsicht sind die Standpunkte von Lorenzer und Lacan diametral entgegengesetzt. Lorenzer hält an Freuds Überzeugung fest, dass die psychoanalytische Praxis sich auf das konkrete Unbewusste dieses Individuums richtet; und sich nicht mit einem allgemeinen Sprachunbewussten zufriedenstellt.

Lorenzer zufolge bleibt eine analytische Praxis, wie sie sich aus Lacans Überlegungen ergibt, eine Hermeneutik im diltheyschen Sinne: eine reine Textdeutung, die von allen historischen, materiellen, leibhaften und sozialen – man möchte fast hinzufügen von allen „psychologischen“ – Aspekten der Person abstrahiert.

Folgendes Zitat erlaubt es Lorenzers Ansatz in aller Kürze von dem Lacans zu unterscheiden:

„Der Gegenstand der Psychoanalyse liegt [...] außerhalb von Sprache, außerhalb der Reichweite von Reflexion und Kommunikation, er besteht

¹⁶ In meinem Buch über Freuds sogenannte ‚voranalytische‘ Periode (Simonelli, 2010) habe ich zu zeigen versucht, dass Freud nicht nur eine Theorie der Sprache hatte, sondern dass er seine Überlegungen über die hysterischen Symptome sogar mit einem kleinen Umweg über die Aphasien beginnt, denen er sein allerstes Buch widmet. In seiner Arbeit über Aphasien entwickelt Freud eine klinische Theorie der Sprache, die sicherlich nicht den hohen metaphysischen Ansprüchen Lacans gerecht wird, die Freud jedoch so nützlich schien, dass er immer wieder darauf zurück kam – etwa im Entwurf, im 7. Kapitel der Traumdeutung, in den metapsychologischen Schriften von 1915, usw. – und sie eigentlich nie mehr änderte. In Freuds Sprachtheorie ist Sprache die Charakteristik des Bewussten oder des Vorbewussten, nie jedoch des Unbewussten.

aus desymbolisierten Interaktionsformen, er kann also nicht im Modus alltäglichen Verstehens oder auch elaborierter traditioneller Hermeneutik erfasst werden.“ (Lorenzer, 1976, p. 289)

Hier sieht man auch genau den Ansatzpunkt von Lorenzers Deutung des Freud'schen Unbewussten. Lorenzer sieht zwar im Unbewussten nicht das Reservoir eines sprachlichen „großen Anderen“, aber auch nicht einfach nur den Ort von Trieben und Sachvorstellungen.

Ich möchte aber jetzt vorerst dem Weg Lorenzers folgen, wie er in *Spracherstörung und Rekonstruktion* dargelegt ist, um dann später auf die mehr theoretischen Fragen zurückkommen.

Im Gegensatz zu Lacan ist es nicht Lorenzers Anliegen neueste Kenntnisse aus Sprachwissenschaft, Soziologie, Philosophie, Logik oder Neurologie unvermittelt in die Psychoanalyse einzuführen. Lorenzer geht umgekehrt von der analytischen Praxis aus: „Es kann nicht davon ausgegangen werden, was die Psychoanalyse – ihrem eigenen Verständnis nach – ‚ist‘, sondern davon, was der Psychoanalytiker macht“ (Lorenzer, 1973, p. 46).

Hier sind jedoch zwei Einschränkungen hinzuzufügen: „Die Interpretation der eigenen praktischen Erfahrung als Psychoanalytiker kann nicht für sich allein artikuliert werden, ohne in weitem Umfang die Interpretation anderer Analytiker *en detail* heranzuziehen. Und: Die Interpretation der Praxis muss die psychoanalytische Theorie im Blick behalten.“ (Lorenzer, 1973, pp. 46–47).¹⁷

Der Analytiker, so Lorenzer arbeitet, weder wie ein naturwissenschaftlicher Forscher, der seinen Gegenstand im Licht hypothetisch-deduktiver Gesetzesannahmen auf empirische Bewährung

¹⁷ Lorenzer nähert sich der Psychoanalyse aus der Perspektive und mit der Fragestellung des « Positivismusstreits » der Sozialwissenschaften der 60er Jahre. Im Positivismusstreit entfachte ein Streit zwischen zwei verschiedenen Ansichten der Psychoanalyse diesmal in Form der auf Wilhelm Winkelbands zurückgehenden Unterscheidung (aus des späten 19ten Jahrhundert) zwischen nomothetischen und idiographischen Wissenschaften. In den späten 70ern und in den 80ern werden auch innerhalb der Psychoanalyse ähnliche Fragestellungen aufgeworfen, so etwa bei George S. Klein und Donald Spence, und dann vermehrt auch als Antwort auf Grünbaums Kritik der Psychoanalyse bei Marshall Edelson.

Im deutschen Positivismusstreit also entzündete sich der Streit vor allem zwischen Poppers Kritik der Analyse als Pseudowissenschaft und Habermas' Idee des szientistischen Selbstmissverständnisses von Freud. Es handelt sich also zuerst um eine Diskussion zwischen Philosophen. Lorenzer nimmt jedoch diese Fragestellungen in die Psychoanalyse hinein, indem er sie zuerst aus den theoretischen Erwägungen herausnimmt und sie mit der analytischen Praxis konfrontiert: „Es kann nicht davon ausgegangen werden, was die Psychoanalyse – ihrem eigenen Selbstverständnis nach – ‚ist‘ sondern davon, ‚was der Psychoanalytiker macht‘.“ (Lorenzer, 1973, p. 46)

hin abfragt, noch wie ein Geisteswissenschaftler der Ereignisse oder Dokumente ihrem Sinn nach auszulegen versucht. Dieser klassische Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und Hermeneutik kann der analytischen Praxis nicht Rechnung tragen. Auch würde er die Psychoanalyse von vorneherein in eine ihr äußerliche Begrifflichkeit hineinzuzwängen.

Hinzu kommt dann aber, dass Lorenzer das Freud'sche „Junktim von Heilen und Forschen“ (Freud, 1927, 1999, p. 293) nicht so wie es Thomä und Kächele vorschlagen (Thomä & Kächele, 2006, pp. 270–286) trennt, sondern es in einer komplizierteren, durch eine von der Gemeinschaft der Analytiker in „praxisrelevanten Gruppierungen“ (Lorenzer, 1976, p. 204) vermittelten Synthese, beibehalten möchte.

Gegen die naturwissenschaftliche, die hypothetisch-deduktive Auslegung der analytischen Praxis spricht, der Formulierung Mitscherlichs zufolge, dass „Das Bilden der Hypothese [...] eine spätere, nachträgliche Rationalisierung [ist]“ (zitiert nach Lorenzer, 1973, p. 63). Das Verstehen des Analytikers hängt „von einer Unzahl von Prozessen im Analytiker selbst ab, die halb bewusst, halb unbewusst sind“ (Susan Isaacs, 1939, p. 148; zit. nach Lorenzer, *op.cit.*).

Die hermeneutische Auslegung der analytischen Arbeit scheint dieser zuerst näher verwandt. In einem bekannten Passus aus den *Studien über Hysterie* hat Freud selbst dieser Ansicht zumindest andeutungsweise Vorschub geleistet: „Ich bin [...] bei Lokaldiagnosen und Elektrodiagnostik erzogen worden, und es berührt mich selbst noch eigentümlich, dass die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind und dass sie sozusagen des ernstesten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren.“

Von dieser Idee ausgehend, schlägt Lorenzer also vor mit der ganz allgemeinen Feststellung zu beginnen, dass die Arbeit des Analytikers darin besteht, den Patienten zu verstehen. Dieses Verstehen kann sofort weiter aufgeteilt werden in ein Verstehen des Gesprochenen und ein Verstehen des Sprechers; ein logisches und psychologisches Verstehen.

Man könnte also sagen, dass die analytische Arbeit dann zwar mit dem Sprachlichen anhebt aber eben darum doch nicht insgesamt aus dem Sprachlichen entspringt. Wesentliche klinische Aspekte der psychoanalytischen Arbeit wie Übertragung, Widerstand, Abwehr, psychischer Konflikt, Einsicht sind nicht einfach als sprachliche Begebenheiten fassbar. Deshalb ist für Lorenzer Psychoanalyse eben nicht nur Sprachanalyse; sprachliches Verstehen allein reicht nicht aus.

Die analytische Arbeit kann sich jedoch auch nicht mit dem Verstehen der bewussten Psychologie des Sprechers begnügen. Der eigentliche Gegenstand der psychoanalytischen Arbeit, das Unbewusste, liegt auch jenseits des hermeneutischen Verstehens. Lorenzer übernimmt hier Heinz Hartmanns Feststellung, dass das Unbewusste eine „Schranke“ für das Verstehen bildet.

Damit kommen wir dann zum Kern von Lorenzers Deutung der analytischen Arbeit und zum Anfangspunkt seiner Interaktionstheorie. In *Zur Dynamik des Unbewussten* schrieb Freud „dass jeder Mensch durch das Zusammenwirken von mitgebrachter Anlage und von Einwirkungen auf ihn während seiner Kinderjahre eine bestimmte Eigenart erworben hat“ die dann zum „Klischee“ wird, „welches sich im Laufe des Lebens regelmäßig wiederholt“.

Dieses Freud'sche Klischee kann leicht als Beziehungsmuster erkannt werden, oder in Lorenzers Worten als unbewusste Interaktionsform. Als Klischees setzen sich Interaktionsformen im alltäglichen Leben unbemerkt in Szene. Und die Wiederholung solcher Szenen erlaubt es dem Analytiker diese schrittweise in ihrer strukturellen und inhaltlichen Ähnlichkeit zu allgemeineren Gestalten zusammenzufügen. Dies wird durch „wie-Deutungen“ bewerkstelligt. In solcher Arbeit werden die, für diesen Analysanden typische Situationen progressiv verdeutlicht und vervollständigt.

Die Klischees haben jedoch auch eine wesentlich historisch-biographische Dimension. Zum Verstehen der Szenen gehört also die Verknüpfung der gegenwärtigen Szenen mit früheren Szenen. Das sollen „wie-damals-Deutungen“ leisten.

„Die vollständigste »Wie-damals-Deutung«, so Lorenzer, ist aber die »Konstruktion«. Während alle anderen Deutungen sich mit Teilaspekten der Situation – entweder der Ich-Position oder den Objektbeziehungen – begnügen müssen, wird in der Konstruktion die ganze historische Szene als unverhüllte »Situation« durchsichtig.“ (Lorenzer, 1973, p. 187) An der Konstruktion kommt das szenische Verstehen vorübergehend an sein Ziel. Nun bleibt dieses szenische Verstehen zuerst, wie es Lorenzer in der vierten These von *Sprachzerstörung und Rekonstruktion* beschreibt, auf die sprachlichen Mitteilungen des Patienten angewiesen (Lorenzer, 1973, pp. 148–149). Auch solches Verstehen vermag es also nicht unbedingt die Schranke des Unbewussten zu übertreten.

Diese Schranke vermag der Analytiker erst durch eine gewisse Handhabung der Übertragung schrittweise zu übertreten. Während der analytischen Arbeit, schrieb Freud „wird sich [die Libidobesetzung] an

Vorbilder halten, an eines der Klischees anknüpfen [...] sie wird den Arzt in eine der psychischen »Reihen« einfügen, die der Leidende bisher gebildet hat.”

Mit dieser Einreihung des Analytikers in die psychischen Reihen des Analysanden bekommt das szenische Verstehen die zusätzliche Dimension die dem Sprachverständnis und dem psychologischen Verständnis fehlte. In der Übertragung wird die analytische Arbeit nämlich selbst zur Szene der sich wiederholenden Libidobesetzungen. Der Analytiker ist in dieser Szene nicht nur Beobachter, sondern auch Mitspieler in Szenen die zuerst unbewusst bleiben. Die Übertragungssituation bietet dem Analytiker sozusagen Beziehungsmuster oder Interaktionsformen an, die erst in einer gewissen Art des Mitspielens schrittweise erkennbar werden: „Das Verständnis der »Szenen« des Patienten als so oder so strukturierte Situationen, das szenische Verstehen also, erlaubt es, den dramatischen Verlauf dort, wo er beim Anderen unzugänglich wurde, in sich selbst als dem dazugehörenden Mitspieler wahrzunehmen.” (Lorenzer, 1973, p. 212)

Eine solche Teilhabe ruft im Analytiker vorbewusste und bewusste Abkömmlinge seiner eigenen unbewussten Gegenübertragung hervor. Lorenzer zufolge beinhaltet das szenische Verstehen also eine „funktionelle Regression“ in der Teilhabe an der Lebenspraxis des Analysanden. Die Aufgabe des Analytikers besteht dann darin diese unbewusste Teilhabe in bewusste Teilnahme umzuwandeln mittels einer progressiven Resymbolisierung der desymbolisierten Klischees. Im szenischen Verstehen wird somit die funktionelle Regression zur Voraussetzung einer „topischen Progression“ (Lorenzer, 1973, p. 277) bei der das aus der Kommunikation Ausgeschlossene wieder in den Zusammenhang der Sprachgemeinschaft eingeführt werden soll.

Man findet also bei Lorenzer zwei Varianten des szenischen Verstehens: ein szenisches Verstehen das sich über bewusste und unbewusste Prozesse herstellt, und ein Verstehen das aus der unbewussten Teilhabe an der Übertragungssituation erwächst. Selbstverständlich muss dieses letztere auch über vorbewusste und bewusste Abkömmlinge dem Analytiker bewusst werden. Lorenzer selbst unterscheidet hier zwischen szenischem Verstehen in regressiver und nicht-regressiver Position¹⁸.

Aus dieser Arbeitsweise erschließt Lorenzer dann seine Rekonstruktion der Freudschen Metapsychologie. Im Gegensatz zu Charcots Verfahren, schreibt Lorenzer im letzten, zu seinen Lebzeiten erschienen Buch,

¹⁸ Lorenzer, 1973, Fußnote.

entwickelt Freud keine „Typologie von Symptomen“ sondern eine „Typologie von Erlebnisinhalten“ die „das Panorama der menschlichen Lebenssituation enthüllt“ (Lorenzer, 1984, p. 159). Deshalb muss das Unbewusste als ein „lebenspraktisches Verhalten“ verstanden werden, dessen Inhalte aus „Figuren sozialen Zusammenspiels“ oder „Formeln sozialen Verhaltens“ die ihren Zusammenhang mit dem sprachlichen verloren haben“ (Lorenzer, 1984, pp. 172–173) bestehen.

Aus dieser Perspektive deutet Lorenzer dann auch die Sexualität: „Das Wort „Sexualität“ steht in Freuds Gedankengebäude nicht stellvertretend für „sexuelle Akte“; es meint vielmehr eine lebensbestimmende, verhaltenswirksame *Sinnstruktur*, deren Ursprung in der Kindheit [...] liegt.“ (Lorenzer, 1984, p. 195).

Das Unbewusste ist „die Tiefendimension des „beseelten Körpers“, in der die Seelenimagines gleichzeitig Körperimagines, Körperdynamik sind; es ist jene „Seele des Körpers“ und jene „Körperlichkeit der Seele“, zu deren Bezeichnung der reichlich missbrauchte Begriff „Leib“ durchaus taugt“ (Lorenzer, 1984, p. 199).

Rückblickend und abschließend könnte man also zu sagen, dass abgesehen von der Oberflächenähnlichkeit des Sprachinteresses, Lacan wie Lorenzer an einer nichtsubjektivistischen Theorie des Subjekts arbeiteten; aber in umgekehrter Richtung. Während Lacan das Subjekt als wandelnden Effekt von Signifikanten sieht, entwächst das Subjekt Lorenzers in seiner sozialen Leiblichkeit aus konkreten Interaktionen.

Bibliographie

- Adorno, Th. W. (1988). *Minima Moralia*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Freud, S. (1999). *Gesammelte Werke XIV*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Goeppert, S., & Goeppert, H. C. (1973). *Sprache und Psychoanalyse*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Habermas, J. (1976). *Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heidegger, M. (2006). *Der Satz vom Grund*. Klett-Cotta.
- Hobsbawm, E. J. (1996). *The age of extremes : a history of the world, 1914-1991*. New York: Vintage Books.
- Isaacs, S. (1939). Criteria for interpretation. *International Journal of Psycho-Analysis*, 20, 148–160.

- Lacan, J. (1966). *Écrits*. Paris: Éditions du Seuil.
- Lacan J. (1993). *Le Séminaire, Livre IV, La relation d'objet*. Hrsg. von J-A Miller. Paris: Éditions du Seuil.
- Lacan, J. (1970). « Radiophonie », in *Silicet* N° 2/3. Paris: Éditions du Seuil.
- Lacan, J. (1981). Le Séminaire de Caracas. *L'Âne. Le Magazine freudien*, (1), 30.
- Lang, H. (1986). *Die Sprache und das Unbewusste : Jacques Lacans Grundlegung der Psychoanalyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lorenzer, A. (1973). *Sprachzerstörung und Rekonstruktion : Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lorenzer, A. (1976). *Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis : ein historisch-materialistischer Entwurf*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lorenzer, A. (1984). *Intimität und soziales Leid. Archäologie der Psychoanalyse*. Fischer (S.), Frankfurt.
- Mitscherlich, A. (1983). *Gesammelte Schriften. III, Sozialpsychologie 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mitscherlich, A. (1983). *Gesammelte Schriften. VII, Politisch-publizistische Aufsätze 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simonelli, T. (2010). *Les premières métapsychologies de Freud 1891-1896*. Ed. Liber (Montréal).
- Thomä, H., & Kächele, H. (2006). *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie. Bd. 1: Grundlagen* (3rd ed.). Berlin, Heidelberg, New York: Springer.